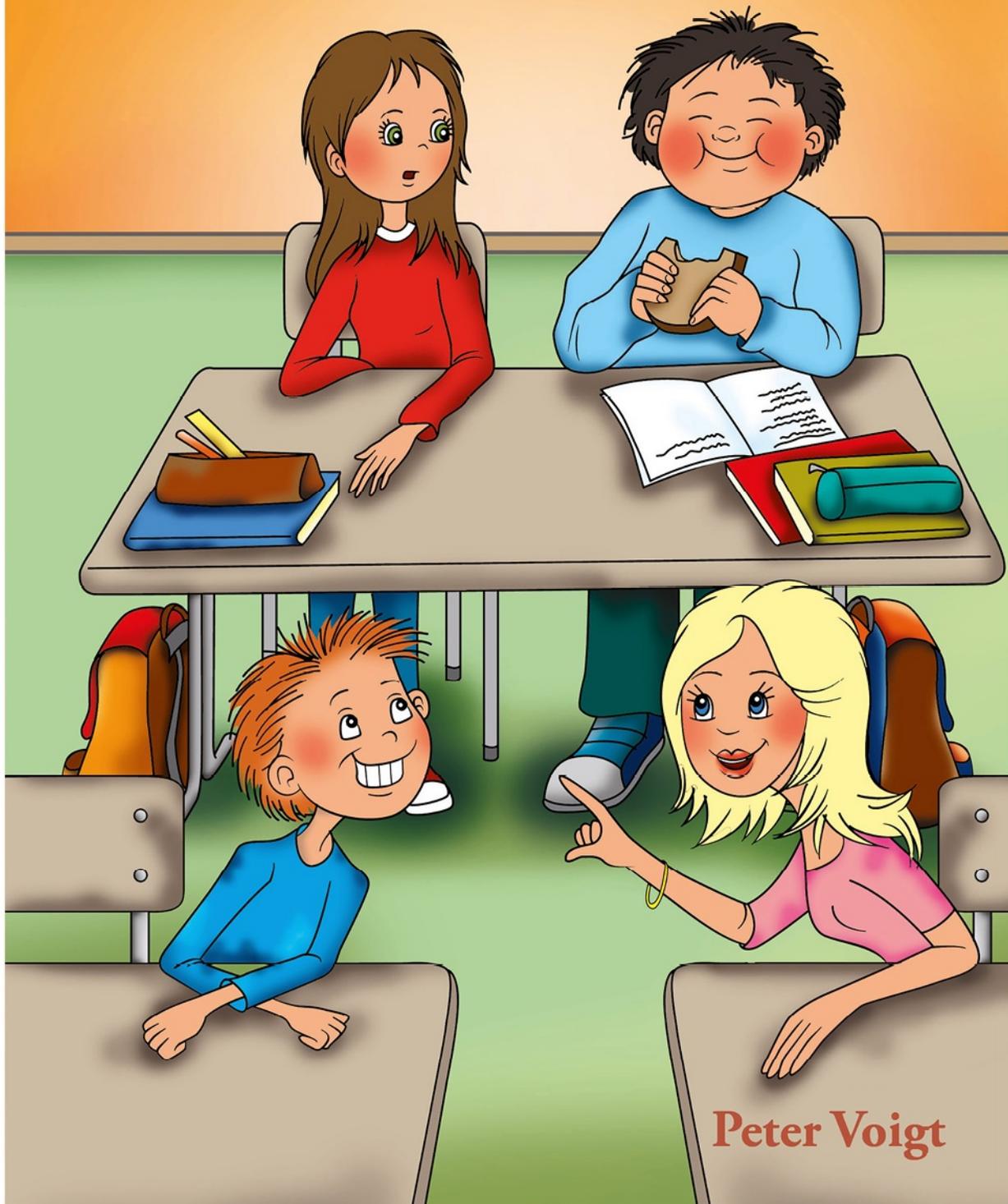
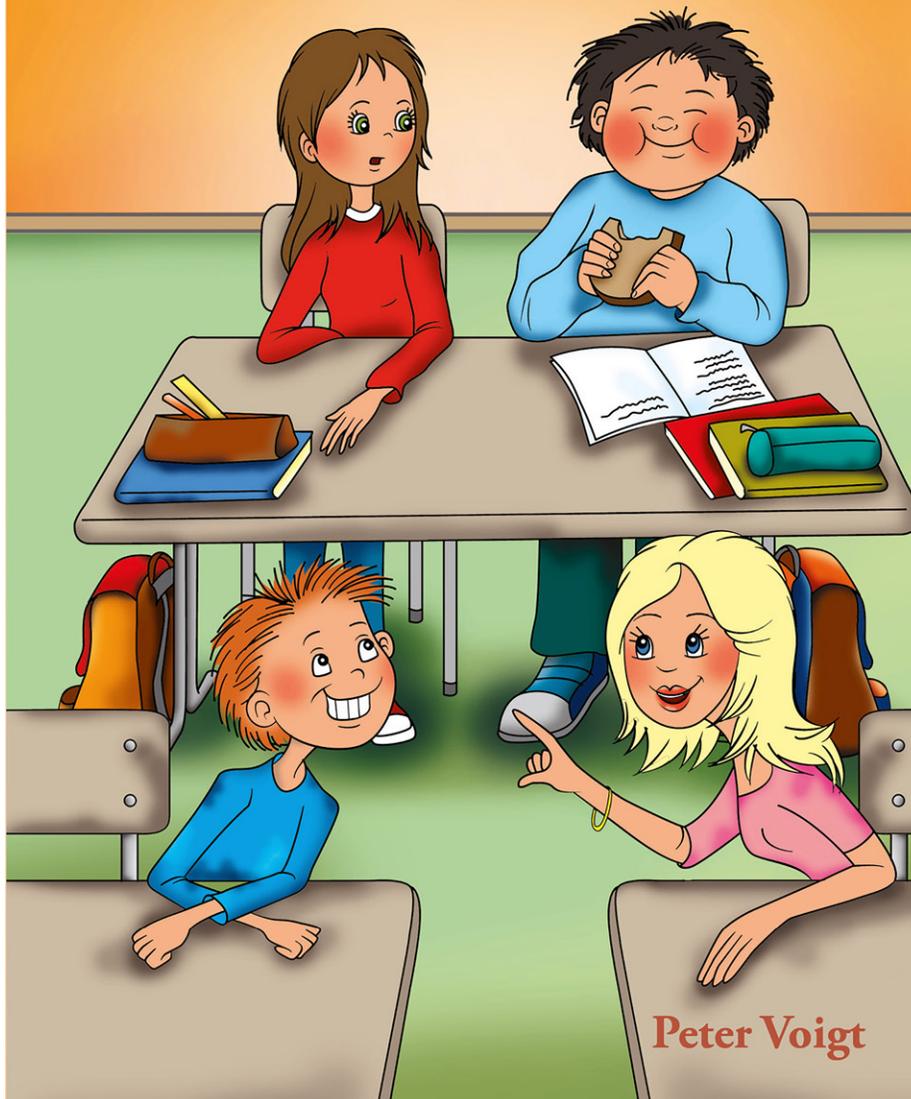


Jule und Fettsack



Peter Voigt

Jule und Fettsack



Peter Voigt

Jule und Fettsack

Peter Voigt



Impressum:

Personen und Handlungen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen sind zufällig und nicht beabsichtigt.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.papierfresserchen.de

info@papierfresserchen.de

© 2020 – Papierfresserchens MTM-Verlag GbR

Mühlstr. 10, 88085 Langenargen

Telefon: 08382/9090344

info@papierfresserchen.de

Alle Rechte vorbehalten.

Taschenbuchausgabe erschienen 2016

Lektorat: Melanie Wittmann

Titelbild: Heike Georgi

ISBN: 978-3-86196-644-9 – Taschenbuch

ISBN: 978-3-96074-246-3 – E-Book

Herstellung: Redaktions- und Literaturbüro MTM: www.literaturredaktion.de

Inhalt

[Jule und Fettsack](#)

[Der Autor](#)

[Nachwort](#)

*

Jule und Fettsack

Manchmal finde ich mein Leben total ätzend! Am schlimmsten ist es, wenn ich selbst nichts dafür kann.

Zuletzt erging es mir so, als ich meine allerbeste Freundin Jette, meine anderen Freunde, meinen Sportverein und unsere schöne Wohnung mit meinem tollen Zimmer und dem super Blick auf die Jute, olle Spree verlassen musste. Nur weil meine Mutter in einem Kaff, über vierhundert Kilometer von Berlin entfernt, hinter den sieben Bergen mitten im Wald einen Job annehmen musste.

Doch das Leben lässt sich in coole Bahnen lenken, wenn man es will.

Und wie ich das wollte!

Die Osterferien waren vorüber. Eigentlich verstehe ich unter *Ferien* abschalten von der Schule, lange ausschlafen und einfach chillen. Meine Mutter und ich dagegen hatten die Wochen im totalen Stress verbracht, im Umzugsstress.

Nach ein paar Tagen konnten wir jedoch fast behaupten, wieder normal zu leben. Vorbei war die Zeit, in der ich meine Klamotten aus irgendwelchen Kartons ziehen musste und unsere Hauptmahlzeiten aus Pulvernahrung bestanden hatten, die nur mit heißem Wasser übergossen werden mussten, um danach fünf Minuten zu ziehen, bis sie essbar waren.

Das Beste an Ostern war allerdings das Geschenk meiner Mutter gewesen: ein Handy! Darüber hatte ich mich sehr gefreut.

Eigentlich gab es so ein Geschenk höchstens zum Geburtstag oder an Weihnachten. Mutter meinte aber, dass ich in einem Alter wäre, in dem ein Handy nützlich sein könnte. Vielleicht war es auch ihr schlechtes Gewissen, das mir dieses Geschenk bescherte. Sie wollte vermutlich wiedergutmachen,

was sie mit meiner Entführung aus der Weltstadt Berlin angerichtet hatte. Klar, es war kein Smartphone, eher ein Anfängermodell ohne Vertrag, mit dem man nur telefonieren und, was noch wichtiger war, SMS verschicken konnte.

Die Osterferien waren also nun definitiv vorbei. Noch einmal schlafen und der erste Tag in der neuen Schule stand mir bevor.

Ich lag in meinem Bett und hörte die neue CD von Leon Wilson. Nach dem gemeinsamen Tapezieren der Wohnung mit meiner Mutter hatte ich sofort ein Poster von ihm an der Wand über meinem Bett angebracht. Ich wünschte mir, mal so einen Typen wie Leon kennenzulernen.

Vielleicht wartete in meiner neuen Klasse so einer auf mich, hoffte ich. Ich träumte sogar schon davon, dass nur noch ein Platz im Klassenzimmer frei wäre, nämlich der neben dem Typen, der nicht nur so aussah wie Leon Wilson, sondern auch noch genauso cool war und vielleicht sogar singen konnte. Eigentlich würden mir Aussehen und Coolsein schon genügen. Die Musik von Leon könnte ich mir auch über meinen CD-Player anhören.

„Glaubst du, ein Typ wie Leon wird in meiner zukünftigen Klasse sein?“, fragte ich Paule, meinen altersschwachen Clown, den ich im Arm hielt. Seine abgewetzten Klamotten ließen nur noch erahnen, dass sie einst bunt gewesen waren.

Paule, den Namen hatte ich mir selbst ausgedacht, hatte bereits mit mir gekuschelt, als ich noch Windeln trug. Leider gab er mir keine Antwort auf meine Frage. Auch mein zweitliebstes Kuscheltier, ein Teddybär, der Kuschel hieß und halb so groß wie ich war, schwieg beharrlich. Er lümmelte in meiner weißen Judojacke, die ich mit meinem orange-grünen Gürtel zugebunden hatte, teilnahmslos in meinem roten Faulenzersessel.

Obwohl meine beiden Kuschelliebtinge schon sehr alt waren, ungefähr so alt wie ich, also zwölf, konnte und wollte ich mich nicht von ihnen trennen. Warum auch, nur weil sie alt waren und nicht mehr so ansehnlich? Unzählige Male hatte meine Mutter sie zusammengefflickt. Sie kannten mein ganzes Leben, meine Freuden und meine Sorgen.

Kuschel hatte ich angeblich von meinem Vater geschenkt bekommen. Er war das Einzige außer mir selbst, was von ihm übrig geblieben war. Bereits

während meiner Windelzeit hatte er das Weite gesucht. Meine Mutter konnte mir nie erklären, warum er abgehauen war, obwohl ich sie mit dieser Frage jahrelang bombardiert hatte.

Manchmal fragte ich mich, wie mein Vater wohl so war und ob ich ihn jemals kennenlernen würde. Aber das ist eine andere Geschichte.

Plötzlich wurde meine Zimmertür geöffnet und meine Mutter kam herein. „Jule, du musst endlich schlafen. Morgen haben wir beide einen großen Tag vor uns. Unser neues Leben beginnt!“

„Mama, ich möchte wieder in meine Berliner Schule zurück! Jetzt wohnen wir schon eine Woche hier und ich habe in diesem Menschenfresser, den du mir als modernisierten Plattenbau angepriesen hast, noch nicht ein Mädchen gesehen, das ungefähr in meinem Alter wäre. Nur einen dicken Jungen, so einen pickeligen Typen. Können wir nicht einfach nach Berlin zurückziehen?“

Mutter setzte sich auf meine Bettkante, strich mir über meine langen braunen, leider viel zu dünnen, glatten Haare. „Rutsch mal“, bat sie und legte sich neben mich. „Wenn sie in dem Elektronikmarkt, in dem ich jahrelang an der Kasse saß, nicht etliche Stellen, unter anderem meine, abgebaut hätten, könntest du morgen in deine alte Schule gehen. So aber muss ich froh sein, dass sie mir hier in dieser schönen Stadt eine Stelle in dem neuen Elektronikmarkt angeboten haben.“

„Sag bitte nicht *schöne Stadt!* Das ist ein von bewaldeten Bergen eingepferchtes Kaff, bewohnt von Hanghühnern“, platzte es aus mir heraus.

„Wo hast du das denn her? Und was sind Hanghühner, bitte schön?“

„Das hat meine Freundin Jette aus der Berliner Trainingsgruppe, gesagt. Ihre Oma wohnt auch irgendwo hier in der Gegend. Und Hanghühner haben ein kurzes und ein langes Bein, damit sie nicht umfallen, wenn sie in den Bergen herumkraxeln.“

„Warte es doch erst einmal ab. Vielleicht gefällt es dir hier sogar, wenn wir uns erst einmal eingelebt haben. Es kann doch sein, dass du mir morgen Nachmittag vorschwärmst, wie cool deine neue Klasse ist. Ach, Jule“, Mutter schob einen Arm unter meinem Nacken hindurch, fasste mich an der Schulter und zog mich dicht an sich heran, „ich bin genauso aufgeregt wie du. Für mich

– und ich bin immerhin schon Mitte dreißig – wird es auch ein totaler Neuanfang sein. So, nun schlaf aber, meine Süße!“

Mutter gab mir ein Küsschen, was ich trotz meiner zwölf Jahre immer noch sehr gern hatte, und verließ mein Zimmer.

Doch Sekunden später ging die Tür noch einmal auf und sie streckte ihren Kopf herein. „Mach bitte die CD aus. Küsschen!“

Ich schob Paule an die Wand, damit ich zum Schlafen genug Platz in meinem Bett hatte, ließ Leon Wilson verstummen und kontrollierte noch einmal meinen Wecker. Alles okay, er würde mich um sechs Uhr aus meinen Träumen reißen. Vielleicht aus meinem Lieblingstraum, in dem mich Leon in seine Arme nahm und mir einen Kuss gab.

In meiner alten Klasse in Berlin hatte es einige Mädchen gegeben, die bereits ihren ersten Kuss erlebt hatten. Einen richtigen Kuss, nicht bloß so einen Schmatz von ihrer Mama oder von Tanten, Onkeln, Omas und Opas. Nein, einen richtigen Kuss von einem süßen Typen. Nur ich wartete immer noch auf dieses Ereignis. Allerdings wüsste ich außer Leon Wilson auch keinen anderen Jungen, der dafür geeignet wäre.

Es musste ja auch nicht gleich ein Zungenkuss sein, ein einfacher Kuss mit geschlossenen Lippen wäre doch schon ein Anfang. Ehrlich gesagt konnte ich mir nicht richtig vorstellen, wie er sein würde, so ein Zungenkuss. Vielleicht war es sogar ein wenig eklig, eine fremde Zunge im Mund zu haben ...

Fest entschlossen, jetzt wirklich zu schlafen, schloss ich meine gelbgrünen Augen – Katzenaugen, wie Mutter behauptete – und schlummerte ein.

Der Wecker riss mich aus dem Schlaf. Sein schriller Piepton trug nicht gerade dazu bei, den Tag mit guter Laune zu beginnen. Irgendein Traum, an den ich mich nicht mehr genau erinnern konnte, spukte mir im Kopf herum. Ich quälte mich aus meinem Bett und taumelte zum Bad.

Mutter war darin und nuschte etwas durch die geschlossene Tür, was darauf hindeutete, dass sie ihre Zähne putzte und mir mitteilen wollte, dass sie gleich

fertig wäre. Ich wusste aus Erfahrung, dass das Wörtchen *gleich* bei meiner Mutter etwas anderes bedeutete, als man annehmen konnte.

Um die Zeit sinnvoll zu nutzen, taumelte ich weiter in die Küche und bereitete mir meine Cornflakes vor, wie immer mit kalter Milch. Mit warmer Milch würde ich sie nicht runterkriegen.

Um halb sieben saßen meine Mutter und ich, wie durch ein Wunder beide fertig angezogen, im Wohnzimmer an unserem runden Esstisch und frühstückten gemeinsam. Ein weiteres Wunder war, dass Mama mir erlaubt hatte, meine Lieblingsklamotten anzuziehen: eine dunkelblaue, hautenge Stretchjeans und ein rotes, langärmeliges Shirt. Außerdem durfte ich mein Handy mit in die Schule nehmen, sollte es aber in meinem Rucksack lassen. Das versprach ich ihr, ohne zu murren. Ich hätte ohnehin nicht gewusst, wem ich schreiben sollte. Mutters Nummer war die einzige, die ich eingespeichert hatte. Jette, meine beste Freundin aus Berlin, hatte kein Handy.

Mamas erste Schicht begann erst um neun. Weil sie daher noch genug Zeit hatte, schlug sie vor, mich mit ihrem alten Käfer in die Schule zu fahren. Doch das lehnte ich dankend ab. Mein Vertrauen in den Wagen war nicht sehr groß. Es war eher Zufall, dass er ohne eine Panne die vierhundert Kilometer von Berlin bis hierher gekrochen war. Außerdem konnte ich gut darauf verzichten, gefahren zu werden, weil ich höchstens zwanzig Minuten benötigte, um zu meiner neuen Schule zu gelangen.

Deswegen verabschiedeten wir uns an der Wohnungstür, so herzlich, als würden wir uns mehrere Wochen lang nicht sehen.

Der Himmel konnte seine Tränen gerade noch zurückhalten, so traurig schien er zu sein, dass ich nicht in Berlin zu meiner alten Schule lief. Ich konnte ihn gut verstehen.

Mit Zitterpuddingbeinen schlich ich meiner neuen Schule entgegen. Auf dem Weg kam ich an ein paar renovierten Plattenbauten vorbei. Jedenfalls sahen sie aus, als wären sie außen herum neu verkleidet und mit frischer Farbe angestrichen worden. Zwischen dem Wohngebiet und der Schule lag das Stadion. Diese Bezeichnung war ein Witz. Jedoch stand auf einem großen verwitterten Schild am Eingang:

Willkommen in unserem Sportstadion.

Damit war ein kleiner Rasenplatz gemeint, der von einer roten Aschebahn umschlossen wurde. Daneben, parallel zur langen Seite der eingezäunten Sportanlage, erhob sich ein leer stehender Wohnblock und wartete auf seinen Abriss. Sein Zustand weckte mein Mitleid. Vielleicht musste er wegen seines trostlosen Äußeren weichen? „Wo mögen wohl all die ehemaligen Bewohner jetzt sein?“, dachte ich.

Von wie vielen spannenden, lustigen und traurigen Geschichten musste das armselige Gebäude berichten können? Ich schätzte, dass in ihm mehr als tausend Menschen gewohnt hatten. Schließlich war der Betonkoloss elf Stockwerke hoch und besaß neun Eingänge mit zwei Aufgängen, je einem rechts und links vom Fahrstuhl. In jeder Etage eines Aufganges hatten zwei Familien gewohnt. Es war genauso ein Typ Menschenfresser, in dem wir jetzt wohnten. Mit dem Unterschied, dass unser Plattenbau nur drei Eingänge besaß. Einige Fensterscheiben des Abrissblocks, vor allem die in den unteren Etagen, waren bereits eingeworfen worden.

Schülergruppen verschiedenen Alters zogen, beladen mit schweren Rucksäcken, der Schule entgegen. Nur die Kleinen fehlten. Für die Schüler der ersten bis vierten Klasse gab es am anderen Ende des Wohngebietes eine Grundschule. Neben mir liefen ein paar lange Kerle. Vermutlich gingen sie etwa in die neunte Klasse. Ihre Größe und Coolness wollten sie durch das Qualmen von Zigaretten noch hervorheben. Vielleicht versuchten sie dadurch auch, den Mädchen zu imponieren. Obwohl einige der Mädchen selbst rauchten.

Mir könnte damit niemand imponieren, im Gegenteil. Der Gestank reichte mir schon, und wenn ich mir vorstellte, einen Qualmer zu küssen ...

„Ekelhaft, kannst du gleich einen Aschenbecher abschlecken“, dachte ich und schüttelte mich.

Das Schulgebäude war ein schlichter Betonkasten mit viel Glas, meiner alten Berliner Schule sehr ähnlich, und im Inneren roch es nach Reinigungsmitteln. Beschriftete Pfeile wiesen mir den Weg zum Schulsekretariat.